

Gedanken eines Verstorbenen

Ich dachte oft an meine einsamen Stunden auf jener Insel im Arktischen Ozean. Keine andere Zeit erinnere ich so intensiv. Liegt es daran, dass das Leben dort so ungewiss und deshalb so intensiv war? Seltsam war diese Zeit, fremd und unwirklich, trotz aller alltäglicher Pflichten und vielerlei Unannehmlichkeiten. Fleischsuppe kochen, Holz hacken, Kleidung nähen, Durchfall, Ekzeme und Muskelkater, aber wir lebten wie auf unserem eigenen kleinen Planeten, in einem unbewohnten Raum zwischen Himmel und Meer, wobei der Rest der Menschheit nichts von uns wusste. Für sie waren wir tot. Und in der Tat: Tote gab es in unseren Reihen wahrlich reichlich.

Am Leben zu bleiben, erfordert in diesem primitiven Umfeld harte Arbeit und hohe Risikobereitschaft. Wir konnten nicht alles hinterfragen oder anzweifeln. Wir mussten uns die Kälte und den Hunger vom Leibe halten, um zu überleben. Wir mussten täglich an die Grenzen gehen und an dem Glauben festhalten, dass wir es eines Tages – so Gott will – wieder ans Festland schaffen würden. Am meisten machte uns der Mangel an Tageslicht zu schaffen, denn dadurch war die Zeit für die Arbeiten und andere Tätigkeiten begrenzt, während der erzwungene Müßiggang niemandem nützte. Bereits bevor der Sturm uns an das Ufer der Insel gedroschen hatte, schien sich eine düstere Schwere auf den Himmel gelegt zu haben und die darauffolgenden bewölkten, nebligen und grauen Tage hielten über Wochen an – wie ein Wechselspiel zwischen Dämmerung und totaler Finsternis. Nordlichter habe ich indes nur ein einziges Mal gesehen.

Im Winter lag alles unter einer Decke aus Eis und Schnee verborgen. Schnee, den der Wind auf die Insel gepeitscht hatte. Und wie der Wind uns tagelang antrieb, sodass es die reinste Mühe war, überhaupt aufrecht zu stehen, geschweige denn sich in die richtige Richtung fortzubewegen. Der Schnee, den die Windstöße mit sich trugen, machte die Augen blind und schlug seine glitzernden Stacheln in unsere Gesichter. Blickte man hinter sich, hatte er bereits die eigenen Fußspuren

verweht, wie ausradiert. In den Schluchten zwischen den Klippen heulte und pffiff der Wind manchmal so dröhnend und furchterregend, als hätte ein böses Ungeheuer sich losgerissen, um ziellos umherzuwüten. Genauso wütend grollte das Meer und warf sich gegen die Ufer, als wollte es die ganze Insel in Stücke reißen.

Im Februar schien das Ende nahe, als unser Eiland von einem Erdbeben erschüttert wurde. Zuerst brach ein bedrohliches Donnern über uns herein, das mehrere Minuten andauerte, und schließlich begann die Erde zu beben. Ich befand mich in unserem Erdloch, als die Strukturen unserer Unterkunft bedrohlich zu schaukeln begannen und hastete nach draußen, um zu sehen, was in der Natur geschah. Das Meer zeigte keinerlei Regung und das Wetter war absolut angenehm ...

Insgesamt erlebten wir auf der Insel drei Erdbeben, das letzte im Sommer. Dieses letzte rief uns in Erinnerung, was für ein verletzliches Geschöpf der Mensch ist, und dass die Naturgewalten in diesem Teil der Erde das ganze Jahr über unberechenbar sind. Ich dachte bei mir, dass nicht die Natur es ist, die dem Menschenleben eine Bedeutung beimisst, sondern Gott. Aber es gibt auch die Momente, in denen Gott seinen Blick in eine andere Richtung wendet und den Menschen der Natur überlässt. Diese Momente müssen wir überstehen, ohne zu zerbrechen.

In all diesen Erinnerungen bin ich an jenem Ort. In einer Landschaft, in der die Fluten des Meeres, die Höhe des Himmels und die Kargheit der Tundra ewig herrschen. Alles ist offen und weit. In der Ferne die Berge, deren Farbtöne sich ins Violett neigen und deren Konturen stellenweise schroffe Steilhänge oder senkrecht aus dem Meer ragende Felsklippen bilden. Dort, wo das Ufer seicht ist, erstrecken sich Wiesen, Kies- und Sandstrände und bieten einen friedlichen und beinahe zeitlosen Anblick. Aber es gibt auch Plätze, deren Gestalt sich mit den Jahreszeiten ändert: Einige Strände kann man nur bei Ebbe betreten, doch schon setzt sich das Meer wieder in Bewegung und steigt bald unaufhaltsam bis an die Felswände heran.

An den Stränden unserer Insel ragen massive Basaltsteinformationen empor, die an die Ruinen altertümlicher Burgen erinnern. Besonders imposant wirken diese prächtigen Türme, Säulen und Gewölbebögen im Nebel oder vor dem Hintergrund finsterner Gewitterwolken, die von der Sonne angestrahlt werden. Ja, an Gestein mangelt es nicht, obwohl das Wasser es seit Anbeginn der Zeiten geschliffen und zersetzt hat.

Die Zeit, die mir auf dieser Insel noch bleibt, offenbart sich mir nicht, denn in ihrer eigenen Zeitlosigkeit geben das Meer und die Berge nichts preis – und von menschlichen Behausungen gibt es keine Spur. Nichts, bis auf unser Lager, in der Not eilig improvisierte Unterkünfte, die mithilfe knapper Materialien instandgehalten werden. In ihrer Primitivität lassen sie kaum Rückschlüsse auf ihre Bewohner zu: Unseren aus Treibholz, Brettern des Schiffwracks, Leder und Schiffsegeln halb unterirdischen Behausungen sieht man ein Jahrhundert mehr oder weniger nicht an ... Wir nennen sie Gräber, obwohl wir in ihrem Schutz überlebt haben, und obwohl es auf den nahen Wiesen, auf denen der Hahnenfuß und der Sauerampfer blühen, ja auch echte Gräber gibt.

Einer von denen, die in diesen Gräbern ruhen, ist unser Kapitänkommandeur Vitus Bering, der hier am 8. Dezember 1741 starb. In seinem Andenken haben wir die Insel nach ihm benannt. Wir waren seine Forschungsgruppe und dies war seine Amerika-Expedition, von der er selbst nie zurückkehrte. Das anmutige, zweimastige Paketschiff St. Peter legte im Juni 1741 ab und erlitt im November desselben Jahres Schiffbruch. Der Kapitänkommandeur hatte mich, Georg Wilhelm Steller, zum Geologen seiner Expedition ernannt. Die Bezeichnung war weit gefasst, denn zu meinen Aufgaben gehörte jede Art der Naturforschung und mich interessierte tatsächlich alles: das Spiel der Seeotter, die Verwendung von Heilkräutern, die flussaufwärts ziehenden Lachse, die lachsroten Himbeeren, die Austernfischer und die Diademhäher ... Und auch meine eigene Spezies habe ich nicht vergessen, denn auch die Naturvölker und ihr Leben gehörten zu meinen Forschungsgegenständen.

Zu entdecken, was noch nicht entdeckt worden war – das war meine Berufung, mein Antrieb und meine Passion, hinter der sich alles andere einreihen musste. Ich habe meine Heimat Deutschland verlassen und bin Diener des russischen Imperiums geworden, Adjunkt der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Ich wurde auf eine Forschungsreise geschickt, erst nach Sibirien, wo ich meine Landsleute, die Professoren Gerhard Friedrich Müller und Johann Georg Gmelin traf. Und sie schickten mich weiter nach Kamtschatka, wo ich eine Einladung von Kapitänkommandeur Vitus Bering erhielt. Ich wurde »geschickt« und »eingeladen«, doch ich allein hatte mir die Reise ausgewählt. Das war mein Leben und ich stand keineswegs nur im Dienst des russischen Imperiums und der Petersburger Akademie, sondern ich war vor allem ein Diener der Wissenschaft und ein Diener Gottes.

In Sibirien, Kamtschatka und Amerika habe ich für die Wissenschaft neue Tiere und Pflanzen dokumentiert, die später nach mir benannt wurden. Die »Stellersche Seekuh« – Hydrodamalis gigas ist das wohl berühmteste Beispiel. Riesen, die in der Brandung des Ozeans wogten und mehrere Tonnen schwer sein mochten. Wie gigantische Robben, obwohl sie nicht zu den Robben, sondern zu den Sirenentieren gehörten. Sie waren von runder Gestalt mit kleinem Kopf. ihre Haut war dick wie die Rinde einer Eiche. Sie diente ihnen als Schutz vor Eis und Felsriffen. Mit ihren stumpfen, schnurrbärtigen Schnauzen zupften sie das Seegras an den Ufern und zermalmt es zu breiiger Nahrung. Ihre Familien blieben stets zusammen, die Partner waren einander ein Leben lang treu. Sie waren von geselliger und erstaunlich sanfter Natur. Wenn ein Familienmitglied verwundet war, versammelten sich die anderen besorgt um es herum und sie verstanden es nicht, vor den Jägern zu fliehen. Und so haben wir sie getötet und gegessen, insgesamt 13 Exemplare.

Heute weiß ich es: die Strände der Kommandeurinseln östlich von Kamtschatka waren die letzten Orte, an denen man sie noch finden konnte. Nach uns sind noch andere zur Insel gesegelt, jedes Jahr neue Schiffe, neue Männer und sie alle jagten. Sie jagten vor allem Pelztiere, doch die Seekühe töteten sie, um sie zu essen, genau wie wir auch. Und sie töteten diese arglosen Tiere so gnadenlos, dass ihr Bestand innerhalb kürzester Zeit zurückging, bis die Tiere schließlich ausstarben. Bereits 27 Jahre nach unserer ersten Entdeckung wurde das letzte seiner Art gesichtet.

Die Stellersche Seekuh ist von dieser Welt verschwunden, und ich bin es ebenso. Während die Knochen der Seekuh noch in verschiedenen Museen dieser Welt zu sehen sind, ist von mir nicht mehr viel übrig. Mein Grab am Flussufer der Tura in Sibirien ist schon vor einiger Zeit zerstört worden. Im Frühjahr trat der Fluss über das Ufer und im Frühjahr darauf wieder. Jahr für Jahr hat das Wasser die Böschung abgetragen, bis schließlich das ganze Ufer zusammenfiel und in den Fluss stürzte.

1 Große Pläne

Der rastlose Wanderer

Wie kann jemand, der schon eine ganze Weile tot ist, von seinem Leben berichten und auf Ereignisse blicken, die erst nach seiner Zeit geschehen sind? Wie kann ein Toter noch lebendig sein? Gar nicht. Mit dem Tod geht das Bewusstsein eines menschlichen Individuums verloren, es verlischt auf immer und ewig. Anderslautende Behauptungen sind in der Geschichte der Menschheit allenfalls in der Welt der Sagen und Märchen zu finden. Über die eigene Einzigartigkeit, die zwangsläufig auch vergänglich ist, kann man Stolz empfinden oder Trauer, doch ob wir es nun wollen oder nicht: Unvergänglichkeit ist mehr als das Aufrechterhalten der Ich-Form durch den Verstand, das Gedächtnis und die Persönlichkeit. So hinterlassen etwa diejenigen, die sich fortpflanzen, ihren Nachkommen ihre Gene. Doch darüber hinaus gehören zum Kontinuum der Menschheit auch die Geschichten, Kenntnisse sowie Fähigkeiten, Moralvorstellungen, Gedanken und Gefühle. Nicht alle haben lebende Blutsverwandte, doch vermutlich gibt es niemanden, dem auf seinem gesamten Lebensweg kein einziger Seelenverwandter begegnet ist. Deshalb kann durch jeden, der einmal am Leben war, etwas Neues ins Leben gerufen werden, und das kann immer wieder und wieder geschehen. Dieses Neue entsteht aus den Spuren, die ein Mensch und seine Zeitgenossen hinterlassen, seien dies nun Schriftstücke, Bilder oder andere Dinge, welche nachfolgende Generationen berührt. Das ist es, was wir brauchen – eine Berührung, das Gefühl der Verbundenheit, etwas, womit wir uns identifizieren können. Dadurch können wir viele Leben, in verschiedenen Epochen und an un-

terschiedlichen Orten, *miterleben*. Auf diese Weise bleiben die, die lange vor uns gelebt haben, in uns gewissermaßen lebendig.

Ja, letztlich sterben wir alle und verlieren unser Bewusstsein, doch einige von uns hinterlassen Spuren ihrer selbst, und als Spezies ist der Mensch zumindest bis auf weiteres am Leben. Vielleicht könnte unsere Spezies auch länger bestehen – von anderen Spezies ganz zu schweigen –, wenn wir die Fähigkeit und den Willen hätten, uns noch besser in die Schicksale anderer hineinzusetzen? Doch warum spukt mir plötzlich ausgerechnet Georg Wilhelm Steller durch den Kopf? Ein Reisender, dessen Leben schon lange Zeit zurückliegt? Was ist an ihm so faszinierend? Der Grund für die Entstehung dieses Buches liegt in einer über dreißig Jahre zurückliegenden Erinnerung:

Ich war mit meinen Freunden im Norden Norwegens, an der Küste des Arktischen Ozeans. Wir saßen in einem kleinen Boot des Hamningberger Kaufmannes Erling Sundve, sind durch die Gischt und die tosenden Wellen und bis an den imposanten Felsklippen von Syltefjordstauran gefahren. Diese Klippen ragten schroff aus dem Meer – und sie waren über und über mit Vögeln bedeckt. Meine Freunde und ich sind leidenschaftliche Vogelbeobachter, doch diese geflügelte Vielfalt stellte alle unsere bisherigen Erfahrungen in den Schatten. Es war unfassbar, nicht in Worte zu fassen: Zigtausende Vögel – Dreizehenmöwen, Lummen, Alkenvögel, Krähscharben – saßen dicht aneinander gedrängt an der Steilküste und verkündeten lautstark ihre Existenz und ihr Nistrecht. Der Lärm war ohrenbetäubend und die Kakophonie wurde von andauernder Bewegung begleitet. Es herrschte ein einziges Getöse, Vögel, die in ihrer Masse an einen Mückenschwarm erinnern, rasten und sausten durch die Luft. Nicht nur von den Vögeln war die Luft gesättigt, sondern auch von den starken Gerüchen ihrer Hinterlassenschaften, von Algen und von der salzigen Brandung. Die weißen, stromlinienförmigen Basstölpel, die die turmartigen Felsformationen erobert hatten, wirkten ganz besonders exotisch – diese Großvögel sind genauso majestätisch wie Albatrosse. Diese Welt der Vogelklippen wirkte fremd und man scheint dort eine Reise durch die Zeit zu machen. Als bekäme man die Welt so zu sehen, wie sie einst gewesen war – in einer Zeit, als der Mensch noch ein zu vernachlässigender Faktor war und die Natur über eine Fülle und Vielfalt verfügt haben muss, die wir uns heute nicht einmal mehr vorstellen können.

Neben diesen Reiseeindrücken blieb mir noch eine Pflanze in Erinnerung. Sie bedeckte Steine und Felsen wie ein dichter, saftig-grüner Teppich und hatte weiße, rundliche Blütentrauben. Echtes Löffelkraut, *Cochlearia officinalis*, das zu den Kreuzblütengewächsen gehört und laut Erling Sundve ein wichtiges Skorbutkraut der Seeleute war. Der Geschmack ist auf angenehme Weise bitter und sauer, man kann das Vitamin C geradezu herauschmecken. Auch Steller entdeckte auf seiner Seefahrt Echtes Löffelkraut. Ich weiß nicht, ob Erling Sundve ebenfalls an Steller dachte, aber es ist gut möglich, dass er dessen Geschichte kannte. Als Naturkenner wird er von Steller wenigstens schon mal gehört haben. Zumindest der Name wird ihm ein Begriff gewesen sein. Eine der Arten, die Steller für die Wissenschaft dokumentiert hat, ist die Scheckente, *Polysticta stelleri*, die wir gleichfalls an Stränden Nord-Norwegens mit dem Fernglas beobachteten. Ein Wasservogel, der in der russischen Arktis nistet, sich aber im Winter und im frühen Frühjahr in den Gewässern am Varangerfjord im äußersten Nordosten Norwegens aufhält. Das Federkleid der Männchen ist von atemberaubender Schönheit. Eine Spezies, deren Bestand bedrohlich zurückgeht – eine von vielen ...

Später wohnte ich über zehn Jahre auf der estnischen Insel Vormsi, wo ein ganz anderes Klima herrscht. Weder Berge noch Gezeiten. An den Stränden eine Blütenpracht wie in einem südlichen Garten, Sonnenschein und der zarte Glanz des Meeres ... Skorbut und Forscher, die durch den Sturm segelten, gerieten bei mir vor diesem Hintergrund wieder in Vergessenheit. Dreißig Jahre später unternahm ich aber erneut eine Reise nach Varanger. Und dort traf ich auf Steller. Die Arktis ist in der Tat ein Ozean. Dort kann man Wale sehen und man kann von dort aus nahezu überall hingelangen, jedenfalls theoretisch. Sogar nach Kamtschatka und Alaska. Die Grenzenlosigkeit von Himmel und Ozean bieten dem Geist freien Lauf. Am Strand fühlen sich einige klein, mich hingegen überwältigt das überragende Schauspiel! Und zugleich überfällt mich auch ein Wissensdurst. Ich möchte alles Mögliche in Erfahrung bringen, da die Welt so großartig und voller Wunder ist – und am Rande eines Ozeans wird mir dies in besonderer Weise bewusst.

Auch Georg Wilhelm Steller war sein ganzes Leben lang vom Wissensdurst getrieben. Und um diesen zu stillen, unternahm er gewaltige Anstrengungen. Informationen aus zweiter Hand reichten ihm nicht aus,

er wollte selbst suchen und finden. So werden Abenteurer geboren. Wenn ich etwas über Steller in Erfahrung brachte, wollte ich noch mehr wissen. Und so bestellte ich ein Buch nach dem anderen, schaute mir im Internet Bilder von der Beringinsel an, Bilder von Alaska, von exotisch aussehenden Vögeln und Pflanzen, Zeichnungen von Stellers Seekuh, ich breitete Landkarten auf meinem Tisch aus. Es war ein Festtag für mich, als nach wochenlangem Warten Leonhard Stejnegers 600 Seiten starke Steller-Biografie eintraf, die ich aus den Vereinigten Staaten bestellt hatte. Stejneger war ein norwegischer Biologe, der im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert gelebt hat und später in die Vereinigten Staaten emigrierte. Auch er hat sich von Steller inspirieren lassen und verbrachte viel Zeit auf der Beringinsel mit der Erforschung der Flora und Fauna und vor allem mit der Suche nach Skeletten von Stellers Seekuh. Leonhard Stejneger – ein Name, den man sich merken sollte, zumal er auf den folgenden Seiten immer wieder in Erscheinung treten wird. Sein Buch unter dem Titel *Georg Wilhelm Steller: The Pioneer of Alaskan Natural History* ist 1936 erschienen. Der mir vorliegende, antiquarisch erworbene Nachdruck aus dem Jahr 1970 sieht neu und unbenutzt aus, ein weinroter Ziegelstein, der in seiner Ernsthaftigkeit an die Bibel erinnert. Auf der ersten Seite elegante Zeichnungen des amerikanischen Blauhähers (*Cyanocitta cristata*) und von Stellers Diademhäher (*Cyanocitta stelleri*). Dazu ein Zitat von Carl von Linné, dem Großmeister der Biologie, seine Beileidbekundung zu Stellers Tod:

O bone deus, quod tantum virum eripuisti!

Oh guter Gott, was für einen großen Mann hast du uns entrissen!

Ich las das Buch über Steller andächtig, beinahe so, als hätte ich mich in einen Mann aus dem 18. Jahrhundert verliebt! Aber warum auch nicht? Er war doch schlicht und einfach faszinierend. Mutig, forsch und scharfsinnig. Uneitel und bescheiden, rastlos und ungestüm. Ein Mann mit Sinn für Anstand und Gerechtigkeit. Ein Mann, der kein Blatt vor den Mund nahm und zugleich sarkastisch, sensibel und poetisch war. Ein wunderbar widersprüchlicher, warmherziger, lustiger Geist. Offen gesagt hatte er auch weniger sympathische Eigenschaften. Als ich im Alter von zwanzig Jahren zum ersten Mal auf Steller aufmerksam wurde, empfand ich überwiegend Abscheu für diesen brutalen Tierquäler. Es dauerte dreißig Jahre, ehe ich

diesem Mann verzeihen konnte, ihn besser kennenlernte. Zuerst musste ich den Gedanken akzeptieren, dass man einen Menschen immer vor dem Hintergrund seiner Zeit betrachten muss.

Er war ein Held und seine Geschichte ist ein einziges Abenteuer, das man voller Spannung nachverfolgen kann, selbst wenn man die Hauptzüge schon aus den Geschichtsbüchern kennt. Wer wird gerettet und wer schafft es nicht? Und was passiert mit wem? Menschen mit ihren unterschiedlichen Schicksalen, all die unzähligen Seitenpfade hier und dort. Aber da ist noch mehr. Naturliebhabern bietet Stellers eine geografische Rundfahrt, die Beschreibung einer Vielfalt an Gattungen von Lebewesen, beeindruckenden Landschaften, wunderschönen Pflanzen und prächtigen Tiere, von denen wiederum jede eine eigene Geschichte erzählt. Und nicht zuletzt werfen diese so vielseitigen Geschichten weitere Fragen auf. Wie war vor 300 Jahren die Beziehung zwischen Mensch und Natur? Und wie ist sie heute? Was hat sich verändert und was ist gleichgeblieben? Ich denke über Steller als Mensch nach, seine Entscheidungen, seine Weltanschauung. Was hat dieser Mann gesehen und erlebt, was hat er gedacht, was hat er gefühlt? Und was würde er über die heutige Zeit denken? Ich lasse mich mitreißen zu dieser Reise der Imagination, tauche in eine andere Zeit ein und versetze mich in einen anderen Menschen hinein, sodass mein eigener Alltag manchmal in den Hintergrund rückte ...

Bis die Vorstellung verblasste und ich in die Realität zurückkehrte. Ich genoss abwechselnd die imaginierte Welt und dann die Freude darüber, wieder etwas verständiger geworden zu sein. Es ist erstaunlich, wie ein längst verblichener Mensch durch seine Leistungen unser eigenes Leben so bereichern kann!

Die Nachwelt erinnert sich an Steller aufgrund von Vitus Berings Expedition nach Amerika, die auf traurige Weise berühmt wurde. Heute würde man diese Expedition wohl eher als Stellers Expedition bezeichnen. Denn er war es, der uns seine Aufzeichnungen hinterlassen hat, nicht Bering. Seine offizielle Bezeichnung war »Adjunkt der Petersburger Akademie der Wissenschaften«. Dieser Titel wird an unseren Universitäten nicht mehr verwendet, findet aber am ehesten im »Assistenten« ein Äquivalent. Denn auch die Position eines Adjunkten war die eines Forschungsassistenten, der den Studenten übergeordnet und dem Professor untergeordnet ist.